

161

Ein alter Streit.

(Nachdruck verboten.)

Roman aus dem bayerischen Volksleben der sechziger Jahre
von Wilhelmine v. Hillern.

Wiltraud rührt sich nicht und schaut vor sich nieder. Es ist, als wäre ihr Blick nach innen gelehrt, um in ihrem eigenen Herzen zu lesen.

„Braucht's denn da so a B'sinna?“ fragt Lenz, dem es die Brust zusammenschürt. „Wenn i komm' und sag', geh mit mir zum Vater und sei mei Weib! Braucht's denn da was anders als ja sagen?“

Wiltraud schweigt.

Lenz verblaßt: „Wiltraud, bei Dei'm todt'n Vater bitt' i Dich, spann mich nit so auf d' Folter — Du willst mich doch noch zum Mann?“

„Nein!“

„Nein? — Um Gottesheiligen willen, was fällt Dir ein — hast mich denn nimmer lieb?“

„Nein!“

„Und dös sagst mir so kalt hin, heut erst?“

„'s ist erst seit heut!“

„Seit heut! Also weg'n 'm Sebald? Bist mir bös, daß der Balbl wegen mir ins G'fängniß kommt?“

„Nein, bös bin i Dir nit — i mag Dich blos nimmer!“

„Dös ist ja viel ärger als bös sei!“ stöhnt Lenz und ringt die Hände: „Wenn ma ei'm bös ist, kann ma wieder guet werd'n aber wann ma ein'u nimmer mag — da ist alles vorbei!“

„Ja, das ist's auch —“ flüstert das Mädchen leise, aber so deutlich und bestimmt, daß kein Mißverstehen möglich ist.

Lenz muß sich an die Wand lehnen, ihm schwindelt, und es wird ihm so schwarz vor den Augen, wie damals, wo sein Vater ihn schlug. Aber heute ist's ein anderes Gefühl — ein Gefühl, als müsse sein Herz und die ganze Welt um ihn stillstehen! „Jetzt ist's g'sehl!“ stammelt er wie ein zu Tod Betroffener.

Wiltraud zuckt die Achseln: „'s thut mir leid — aber i kann nig derzu!“

„I hab' g'meint, i konnt alles gut machen —“ versucht Lenz sich zu entschuldigen.

„Da möcht'st thun, was D' wollst, dös kannst nie mehr von Dir abwachen, daß D' 'n Unschuldigen für Dich leiden laßt — und —“ die Stimme versagt ihr — „noch dazu 'n Kranken!“

Ein dumpfes Stöhnen aus Schmerz und Scham entringt sich den Lippen des jungen Menschen und er schlägt sich vor die Stirn, wie einer, dem die Erkenntniß — zu spät kommt.

„Sei barmherzig! I thät's ja auf der Stell' sag'n, daß i's war — aber schau, wenn D' mein Vater sähest, wie er da liegt — dann thätst es begreifen. Geh 'nauf mit mir und schau 'n an, den zittrigen Mann, wie er sich an mich klammert in seiner Hilfslosigkeit, dann wirst und mußt mir's verzeihen, daß i ihm 's Messer nit selber ins Herz stoß.“

„I hätt's halt vorher nit gethan — nachd' hätt's dös alles nit 'braucht!“

Lenz sieht Wiltraud an mit einem Blick, daß es ihr tief ins Herz schneidet. „Ja, da hast recht — dös wär' freilich besser g'wesen — und 's war a große Sünd', die i büßen muß und büßen will! — Aber war u'm's g'schehen ist — dabran denkst scheint's nimmer, und i will Dich auch nit dran erinnern.“

„Wegen meiner ist's g'schehen, i weiß es wohl, und desherwegen hab' i Dir ja mein Bruder aufg'opfert. So samer quitt und Du kannst Dich nit beklagen. Aber damit ist's auch fertig und drüber 'naus, bin i Dir nig mehr schuldig.“

„Schuldig, nein, schuldig bist mir nig — nur i Dir. Aber a rechte Lieb, fragt nit nach der Schuldigkeit. — Wann D' mich je wirklich gern g'habt hättst, na hättst nit so abg'rechnet — na hättst's aus Lieb' gethan!“

„Dös ist ja dös Kuriose —“ sagt das Mädchen einfach und offen: „Aus Lieb' hab' i's auch 'than — und wie's than war, da war die Lieb' weg — wie wegblasen.“

„Und jetzt thust es ohne Lieb, grad nur, damit wir quitt sind — weil i für Dich in die Lag kommen bin! Und i, elender Mensch, i muß es annehmen und 's dulden, daß D' mich derfür veracht'st und mir noch Vorwürf machst.“

„I mach' Dir keine Vorwürf — Du bist halt — wie Du bist! — Aber wie D' bist, kann i Di nimmer gern hab'n. — I hätt' g'wiß kei Wort g'sagt, wann D' mit nit g'fragt und mit meiner Weg hättst geh'n lass'n!“

„Und i hab' mi so g'frent und g'meint, 's konnt' no alles gut werd'n —! Wie haben wir's erjehnt und bet't und g'hofft und g'meint, 's konnt' nie was werd'n! Und jetzt wär's so über alles Erwarten gut gauga und der Vater und i — alles im besten Einvernehmen — jetzt willst Du nimmer!“

„Lenz, mach mir's Herz nit noch schwerer als es eh' ist. — Wenn i denk', wie gern i Di g'habt hab' — und jetzt ist's grad als wärst mir ausg'wechselt, und i mein alleweil, i müßt 'rumgehen und mein alten, braven, ehrlichen Lenz suchen.“ — Allmählig quellen die Thränen hervor, aber nicht um den, der vor ihr steht, sondern um den Verlorenen!

„Traudl,“ sagt er und nähert sich ihr schüchtern, „meinst nit, 's ging doch noch?“ Er legt sanft den Arm um sie: „Probier's doch, ob i's nit wieder sein konnt', ob Dein' alten Lenz nit wieder in mir finden möchtst?“

Sie sieht still vor ihm und hört ihn mildeidig an.

„Traudl! Jeder Mensch kann fehlen, ohne daß er deswegen ganz schlecht ist. Du hast ja so a guat's Herz — Du hast Di um an todt'n Vogel erbarmt und 'n zu Dei'm Vater ins Grab g'legt, wie mir der Habermeister derzählt hat — und um mich, 'n lebendigen Menschen, dem 's Herz bricht — erbarmt's Dich nit?“

Traudl schlägt die Hände vors Gesicht und macht sich aus seinem Arm los. „'s geht nit, i wollt ja gern, aber i kann nit! O Lenz — um Dich ist's schad'!“

„Und mein armer Vater, der sich auf Dich freut und 's nit erwarten kann, bis i Dich bring? O Traudl, wär's denn nit schön g'wesen?“

„Freilich, wär's schön g'wesen,“ nickt Wiltraud, und die hellen Thränen laufen ihr über die Wangen, „aber, sag' selber, konnt' i mir's mit Dir wohlsein lassen und glücklich sein, während mei kranker Bruder für Dich im G'fängniß vertümmert? Müßt i mi nit vor mi schame? Sei ehrlich — wann d' überhaupt noch a'n ehrlich's Wort reden kannst — thätst mi achten, wann i so handeln möcht'?“

Lenz senkt die Blicke zu Boden. — „Dei Bruder soll kein' Mangel leiden, da sorg' schon i derfür — und wenn er dös große Opfer, was er mir bringt, durchführt, hilft's ihm auch nig, wenn Du Dei Leben allein vertrauerst, — im Gegentheile, er wär' froh, wenn Du glücklich wärst.“

„Ja — er scho, er denkt nie an sich, nur an mich! Um so mehr muß i an ih'n denken!“

Sie reicht Lenz die Hand: „B'hüt Dich Gott, Lenz — laß mi jetzt gehen. I thu' ja alles für Dich, Du kannst Dich auf mich verlassen, mag kommen was will — i verrath Dich nit, solang D' auf 'n alten Vater'n g' schauen hast. Aber 's Vertrauen ist hin und wo dös hin ist, — da ist kei Lieb' mehr möglich!“

Lenz hält ihre Hand, als könne er sie nimmer lassen, der starke Bursch bebt vor Schmerz, und Wiltraud wendet sich ab, um das stumme Flehen in seinem Gesicht nicht mehr sehen zu müssen.

„Also ist's wirklich Ernst, soll's so a 'n End mit uns nehma? Wiltraud — mög's Dich nie reuen —“ er kann nicht weiter reden. Als sie nichts mehr sagt, läßt er ihre Hand los. „I muß es trag'n als a verdiente Buß. Aber, daß die Straf' von D' i'r Komma muß — von Dir?“

Wieder wartet er auf ein Wort, aber vergebens. „Dann sei wenigstens so gut und rath mir — was i mei'm Vater sagen soll?“ fragt er tonlos.

Wiltraud schüttelt den Kopf. „Dös mußt Du wissen — 's wird Dir schon was einfallen! Du wirst jetzt überhaupt so viel Klagen müssen, daß es auf a Luag mehr oder weniger nit ankommt. — Mei Vater hat immer g'sagt: A Luag ist wie a Körndl Uukraut, dös wuchert zehusach! Gott helf Dir —!“

Und ohne sich umzusehen, geht sie von ihm, wie sein trauernder Schutengel.

Er ruft sie nicht mehr zurück. Er ahnt eine Größe in der Seele des Mädchens, zu der er den Blick nicht mehr erheben kann. Er fühlt, daß er ihrer nicht werth ist und es wäre doch so einfach gewesen; er hätte ja nichts zu sein gebraucht, als ein guter, rechtlicher Mensch. Daß die wenigsten das begreifen und es gerade deshalb so schwer ist, das Einfache zu thun! Lenz fängt an, es zu verstehen. Die erste große bittere Erfahrung seines Lebens lehrt ihn denken. Aber er ist wie vernichtet. Er muß einen Augenblick Athem schöpfen und den Schmerz ein wenig „versjurren“ lassen, — ehe er zum Vater hinaufgeht. — Was hat sie gesagt? die Saat der Lüge ist wie das Unkraut — das zehnfach aufgeht! Wie wenn er sie nun ausrentete mit einem einzigen Spatenstich, seinem Vater die Wahrheit eingestände und den armen Balbl befreite? Das — er fühlt es wohl, das wäre der einzige Weg zu Wiltraud's Herzen! — Der Alte ist weich und gebrochen, wenn er sich zu seinen Füßen würfe und um Verzeihung flehte? Ein Wort — und das ganze Gespinnst, das sein besseres Sein zu ersticken droht, wäre ausgerottet für immer. — „Ach, wie wohl müßt ein'm da sein!“ senkt er tief auf und mit einem plötzlichen Entschluß springt er die Treppe hinauf zum Vater.

Der hat eben seinen Morgenimbisß genommen und fühlt sich etwas gestärkt und wohlher. „Du kommst g'schwind wieder — war sie nit daheim?“ fragt er und sieht dem Sohn verwundert in das schmerzlich zuckende Gesicht.

„Geh' naus, Leni!“ befiehlt der und wartet bis die Magd abgeräumt und das Zimmer verlassen hat.

„Du schaust mir nit guat drei? Das ist kei Hochzeitermien!“

„Mein Vater — sie will mich nit!“

„Will Dich nit? Dich, den Lenz vom Hochbräu?“ ruft der Alte und eine dunkle Röthe steigt in seinem gedunsenen Gesicht auf. „Aha, das ist, weil bei mir hent Nacht trieben worden ist — das ist sogar so einer Betteldirn a zu große Schand! Da sieht man's schon — z'lezt nimmt kei Hund kei Stückl Brot mehr von uns und 's G'schäft dös geht nachher au rümmen — wir sind ruinirte Leut'!“ Er bricht wieder in jenes kindische Schluchzen aus, das Lenz in der Nacht so erschüttert hat.

„Vater, beruhigt Euch, 's ist nit so schlimm!“ Er kniet am Bett nieder. „Wir werden schon wieder zu Ehren kommen — dafür laßt nur mich sorgen — so viel Manns bin i mir jetzt scho selber! Dös mit der Wiltraud ist auch nit wegen dem, sie — sie hat halt 'n Kummer, und da will sie jetzt nit heirathen —.“

Der Alte sieht ihn erstaunt an: „Warum drückst denn so 'rum? Sag's doch 'raus — was hat's für a Bewandniß mit dem Madl?“

„Der Sebald, ihr Bruder — den haben s' hent Nacht fortg'führt!“

„Was, den Sebald, — den Lungenfächtigen? Warum denn?“

„'s heißt halt — aber, wer weiß, ob's wahr ist — er wär beim Treiben g'wesen.“

„Beim Treiben war der?“

„Vater — i — i glaub's nit!“

Der Hochbräu schüttelt den Kopf: „'s wird scho so sein! Dös sieht dera Nation da draußt ganz ähnlich! Die hab'n mich von jeher g'haßt, und aus dera Quell sind auch die Bers g'lossen — von der todten Mühl, — denn dös hat ja gar kei Mensch wiss'n könne, als die zwei selber — er und sei Schwester. — Was hätten denn d' Haberer für 'n Interesse an der G'schicht g'habt, wenn er nit einer von die Jhriren wär! — Dös is ja so klar, daß es a Kind durchschaut.“

Der Kranke setzt sich im Bette auf, seine Augen irren unheimlich hin und her, seine Finger spielen nervös auf der Bettdecke: „Da ist's schon gut, daß die Fräulein Wiltraud —“ Lenz fühlt bitter den Hohn in dem Wort „Fräulein“ — „selber so g'scheit ist und nit ins Haus geht. Denn wenn i dös nachträglich erfahren hätt' — und sie wär schon Dein Weib g'wesen — ich hätt' sie eigenhändig erdroffelt!“

„Vater!“ schreit Lenz entsezt auf und sieht mit Grauen den lächelnden Ausdruck in dem Gesicht des Alten, — das Lächeln kalten unverföhnbaren Hasses!

„Vater — Ihr könnt ja nit wissen, ob man ihm nit unrecht thut — er kann ja auch mit 'ma andern verwechselt word'n sein!“ stammelt Lenz mit bleichen Lippen.

„Er war da bei, — sonst wär' er nit verhaftet worden!“

Sag' mir kei Wort weiter — er war bei meine Schinder — er hat mich martern helfen, wie noch kei Mensch auf der Welt g'martert worden ist, und ich sag' Dir, wer mir das an'than hat — und wenn's mei eigner Sohn wär, — i thät ihm nit verzeihen und er köunt weg'n mir auf'm Schindanger verfaulen, i hätt' kei Mitleid —!“

Lenz ist es, als müße er ohnmächtig werden. Es faust ihm in den Ohren — alles Blut weicht ihm zurück. — Zum Glück für ihn ist der Alte von der Aufregung überwältigt in die Kissen zurückgesunken und ringt nach Luft. Ein Herzkrampf droht ihn zu ersticken. — Halb besinnungslos reißt Lenz das Fenster auf, hebt den Köchelnden empor, flößt ihm Branntwein ein, reibt ihm die Pulsadern und gewinnt so Zeit, sich zu fassen, bis der Vater wieder zum Leben kommt.

„D, o, mei Lenz — mei Bua! Wann i Dich nit hätt', Jesus, — wenn i denkt', — daß Du an so eine kommen wärst —“ er stöhnt laut — „o wie schwach ist doch der Mensch, wenn er so elend ist, wie i heut, jetzt hätt' i Dich uns Haar die Wiltraud heirathen lassen!“ — Die Athemnoth wird wieder stärker. „Geh', Lenz, hol' mir 'n Doktor. I fürcht' — bei mir ist's am Letzten! Du wirst sehen, die hab'n mir den Treff geben! Geh' g'schwind. — Der Bräumeister soll derweil kommen, i muß mit ihm reden, wegen 'ma andern Sud!“

Lenz eilt, dem Befehl zu folgen. — Jetzt ist sein Verderben völlig! — Jede Möglichkeit eines offenen Bekenntnisses zerstört, die Lüge muß durchgeführt werden! Das Mädchen, das er liebt, nun doppelt für ihn verloren und der Fluch, der ihn treffen sollte, auf das Haupt eines Unschuldigen gewälzt. Das arme ungeübte Gehirn des Burschen kann es nicht ausdenken! Als ob ihm das Rückgrat gebrochen sei, schleppt er sich die Straße hinunter, nach dem Hause des Arztes. — Er hofft, der Gang durchs Dorf solle ihm gut thun. Aber der ist gerade am wenigsten geeignet, ein krankes Gemüth aufzurichten.

Unterdessen ist es völlig Tag geworden, wenn man die fahle Dämmerung mit Regen und Schnee so nennen will. — Die Einquartierung hat die müden Leute grauam aus dem Schlaf geweckt. Niedergedrückt schleichen kummervolle Gestalten aus ihren Häusern, das heitere, wohlhabige Dorf ist in einen Ort der Heimjuchung und Trauer verandelt.

Der Pfarrhof liegt in Nische, nur noch die leeren Mauern bis zum ersten Stockwerk sind stehen geblieben. — Auch vom Nebenhaus ist das Dach halb verbrannt und verkohlte Balken ragen heraus.

Auf dem schlüpfrigen Boden sieht das Auge mit Widerwillen einzelne vom Regen verschwemmte, röthliche Lachen. Sind es Restere der Morgenröthe? Nein, an dem grauen Wolkenhimmel leuchtet kein Strahl eines Sonnenaufgangs. Was heute den Boden färbt, ist — Blut. (Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Das Musikieren der Insekten.

Von Dr. Ludwig Staby.

In dem großen Naturkonzert, das an jedem schönen Frühlings- und Sommertage in Wald und Feld stattfindet, spielen die gesiederten Sänger naturgemäß die Hauptrolle; aus Busch und Hain erklingen die lieblichen Weisen der Finken, der helle Ruf des Pirols, der schmetternde Gesang der Drossel und das schmelzende, sehnsuchtsvolle Lied der Nachtigall. Aber allmählig, wenn nach dem schönen Monat Mai ernste, häusliche Sorgen an die fröhlichen Sänger herankommen, verstummt ihr Gesang immer mehr, und wenn auch noch hier und da ein schmetterndes Lied ertönt, so treten doch im allgemeinen die Vokal-künstler etwas zurück, um in dem großen Konzert jetzt die Vertreter der Instrumentalmusik mehr zu Worte kommen zu lassen. Aus dem schattigen Walde, wie aus der blumigen Wiese tönt uns jetzt an warmen Tagen tausendfach die Musik der Insekten, der Instrumentalisten entgegen und überall hören wir ihr Summen, Brummen und Zirpen. Es ist nun sehr interessant, die kleinen Künstler nebst ihren Instrumenten näher kennen zu lernen, und wir wollen daher im folgenden die hervorragendsten unter dem Heere dieser Musiker einer kurzen Betrachtung unterziehen.

Am schönsten Sommertagen ertönt aus jeder sonnigen Wiese unaußhörlich das Gezirpe der Grillen und Heuschrecken, die denn auch als Hauptmusiker unter den Insekten anzusehen sind. Die Heuschrecken, unter denen das braune und grüne Heuschrecken am bestamtesten sind, tragen an der Innenseite der Oberschenkel der Hinterbeine eine hervorragende Leiste, die unter dem Mikroskop eine Reihe von ungefähr neunzig äußerst zierlicher, lanzettförmiger Zähnen aufweist, die wie feine Lausenspitzen aus der Haut hervorragen. Mit dieser sogenannten Schriffelleiste streichen nun die Heuschrecken an den Längsadern der Flügeldecken hin; durch die rasche Reibung werden die dünnen Flügel in schwirrende Bewegung gesetzt und erzeugen den schrillenden Ton, genau in derselben Weise, wie

etwa eine durch Streichen in Schwingung versetzte Violine. Die Heuschrecken sind also in dem Feldkonzert die Violinspieler und sie haben vor den menschlichen Geigern noch den Vortheil, daß sie zwei Instrumente zugleich spielen können, sie geigen mit den Hinterbeinen an jeder Seite des Körpers und zwar ziehen sie mit erstaunlicher Schnelligkeit die langen Hinterbeine, die etwas lose vom Körper abgehalten werden, herauf und herunter, abwechselnd erst das rechte, dann das linke Bein. Die Töne, welche die Thiere hervorbringen, sind nun durchaus nicht von einer Höhe und Stärke, sie geigen alle verschieden, und zwar haben die größeren Musikanten einen tieferen Ton als die kleinen, wie man bei gefangenen Exemplaren festgestellt hat.

In der großen Familie der Heuschrecken, besonders bei den ausländischen Arten, ist der Tonapparat auf die verschiedenste Weise ausgebildet. So ist z. B. bei einer südafrikanischen Art *Pneumora* an jeder Seite des Hinterleibes eine kleine, schräg hervorspringende, mit zahlreichen Einschnitten versehene Leiste vorhanden, gegen welche die Hinterchen gerieben werden, außerdem ist bei den Männchen, die allein den Tonapparat besitzen, der ganze Leib zu einer großen Blase aufgetrieben und so zu einem vorzüglichen Resonanzboden umgewandelt.

In etwas anderer Weise als die Heuschrecken geigen die Grillen, deren Musik ja ähnlich klingt. Die Feldgrille (*Gryllus campestris*) trägt auf der unteren Seite der Flügeldecken eine Ader, die mit ungefähr 130 feinen, erhabenen Querleisten oder Zähnen besetzt ist. Diese gezahnte Ader, Schräg-Ader genannt, wird nun mit großer Schnelligkeit quer über eine vorspringende, glatte Ader auf der Oberseite des entgegengesetzten Flügels gerieben und erzeugt auf diese Weise den schrillenden Ton, dabei werden zur Verstärkung des Tones beide Flügel etwas in die Höhe gehoben. Mit breitgestellten Beinen, nach unten gebeugtem Vorderkörper und gehobenen Flügeln steht die Feldgrille vor dem Eingang ihrer kleinen Erdwohnung und siefelt die lustigsten Weisen, um die Weibchen zu rufen und anzulocken, die selbst stumm sind. Mit denselben Instrumenten wie die Feldgrille ist ihre nahe Verwandte, die Hausgrille oder das Heimchen, ausgerüstet, und das Konzert, das wir in alten Häusern an ruhigen Abenden oft an der warmen Herdwand ertönen hören, wird von den Heimchen auf dieselbe Weise hervorgebracht.

Im Süden unseres Erdtheils, sowie in den Tropenländern tritt ein anderes Insekt als Haupttonangeber in den Naturkonzerten auf, es ist die Citade, auch Singcitade genannt, die wie heute noch bei den Chinesen, früher bei den alten Griechen ihres Gesanges wegen häufig in Käfigen gehalten wurde und in so hohem Ansehen stand, daß sie vielfach in Gedichten verherrlicht wurde; Anakreon widmet ihr sogar eine ganze Ode, in der er das Glück einer Citade besingt. Die Citade geigt aber nicht, sondern dieser niedliche Musikant bedient sich kleiner Pauken. Die Thiere, etwa von der Größe eines Maitäfers, haben nämlich am Anfang des Hinterleibes eine kleine, kugelige Höhlung, über die eine zarte Haut, ein Trommelfell gespannt ist, das durch einen Muskel in Bewegung gesetzt wird und wie eine kleine Kesselpauke klingt, allerdings wegen der Winzigkeit des Instrumentes in sehr hohem Tone, der aber nichtsdestoweniger ziemlich laut und weit zu hören ist. Heutzutage wird der Gesang der Citaden nicht mehr so hoch geschätzt, manche Reisende klagen bitter über den unansehnlichen Lärm, den die Citaden in den Wäldern der Tropen oft hervortringen.

Außer diesen Paukern weist das große Reich der Insekten auch Trommler auf, ein solcher ist z. B. der Trohkopf oder Klopffäfer. Gewiß hat mancher Leser schon abends oder in der Stille der Nacht plötzlich im Zimmer ein regelmäßiges Klopfen, etwa wie das Ticken einer Uhr, gehört. Dieses Geräusch rührt von dem Klopffäfer her, dem abergläubische Leute den Namen „Totentuhr“ gegeben haben, da sie in dem Wabne waren, er zeige durch sein Klopfen die letzte Stunde eines Menschen, etwa eines Kranken in dem betreffenden Hause an. Der Käfer klopft aber nur, wie vielfache Versuche erwiesen haben, um andere Genossen, vor allem seine Weibchen herbeizulocken. Wenn man etwa mit einer Nadel, die man gegen den Tisch stößt, den Ton in etwas nachahmt, dann antwortet der Käfer häufig durch wiederholtes Klopfen, das er dadurch hervorbringt, indem er Fühler und Vorderbeine etwas anzieht und mit dem Kopf und dem vorderen Theile des Halschildes gegen den Boden schlägt.

Manche Käfer geben, wenn man sie ansieht, einen Ton von sich, wie man sehr gut an dem großen Zimmerbock, der manchmal mit dem Bauholz in die Häuser gelangt, beobachten kann. Sie reiben den harten, hinteren Theil des Vorderrückens und erzeugen dadurch einen knarrenden Laut. Unser großer, allerdings ziemlich seltener Nachtschmetterling, der „Totentopf“ giebt einen pfeifenden Ton von sich, wenn man ihn ansieht, er stößt durch eine enge Spalte im Rüssel Luft aus seinem luftangefüllten Saugmagen heraus, wodurch der pfeifende Ton entsteht. Offenbar geben diese Thiere die Töne von sich, um etwaige Angreifer abzuschrecken.

Aber außer den zuerst genannten nehmen noch andere Thiere Theil an dem großen Musikfeste, das im Sommer auf jedem Haag, jeder Wiese gefeiert wird. Außer den Grillen und Heuschrecken eilen die Hummeln, Bienen, Wespen, Hornisse, Fliegen und Mücken herbei, um die Musikkapelle vollzählig zu machen. Wer hätte nicht das Brummen der Hummeln und Wespen, das Summen der Fliegen und Mücken in allen Tonarten oft beobachtet! Wohl jeder ist schon gestört worden durch das Gesur einer zum offenen Fenster hereingeflogenen Wespe, die sich eine

Fliege oder etwas Zucker holen wollte und nicht gleich wieder herausfindet, und wohl jeder hat auch schon den feinen, in sehr hohen Tönen gehaltenen Gesang eines Mückenschwarms vernommen.

Alle diese verschiedenen Stimmen werden zum größten Theil durch die heftig schwingende Bewegung der Flügel hervorgebracht, die ähnlich den Zinken einer Stimmgabel tönen. Die Fliegen und Mücken haben außerdem hinter den Flügeln noch kleine Anhängsel, die sog. Schwingkolben, kleine gestielte Köpfehen, die durch die Bewegung der Flügel miterschwingen und den Ton erzeugen oder verstärken. Wahrscheinlich werden die ganz hohen Töne der Mücken durch die Schwingkolben allein hervorgebracht. Daß die Stärke und Höhe des Tones von der Größe des Thieres abhängig ist, braucht nicht näher hervorgehoben zu werden. Bei den Hummeln, Bienen, Fliegen und ihren Verwandten kommen bei den musikalischen Leistungen außer der Flügelbewegung noch einige in der Brust liegende Lufröhren in Betracht, an deren Ausgang kleine blattförmige Chitiplättchen hängen, die durch die ausströmende Luft in tönende Bewegung gesetzt werden.

Als das Gesumme, das Brummen und Surren, dient auch bei diesen Insekten offenbar nur dazu, sich bemerklich zu machen, sich gegenseitig zu rufen und zu locken. Haben z. B. mehrere Fliegen einen guten Futterplatz gefunden, so rufen sie durch ihr Gesumme immer mehr Kameraden herbei, um sie auch an dem Mahle theilnehmen zu lassen. Einst sah ich an einem warmen Mai-Abend unzählige Maitäfer von allen Seiten sämmtlich in grader Richtung einem tiefer gelegenen Wäldchen zufliegen, das sie sicher nicht sehen konnten, dessen Vorhandensein aber trotz ziemlicher Entfernung durch das Gesumme einer ungeheuren Menge von Maitäfern verrathen wurde, die in großen Massen alle Bäume bedeckten. Durch das Summen herbeigerufen, finden sich auch die Mückenschwärme zusammen, die durch den stetigen Zug oft zu einem Umfang anwachsen können, der ihre Züge als Wolke erscheinen läßt.

Die Musik der Insekten steht in einer Beziehung in gewissem Gegensatz zu dem Gesang der Vögel, denn dieser ist Votalmusik, während die Insekten alle Instrumentalmusik ausüben. Der Zweck beider ist aber derselbe, denn wie der Vogel durch seinen Gesang sein Weibchen herbeilockt, es ruft, unterhält und vergnügt, so dienen auch den Insekten die Töne dazu, sich zu rufen, zu verständigen und zu unterhalten. Wie bei den Vögeln das Weibchen nicht sangesundig ist, so sind auch bei den musizirenden Insekten die Weibchen stumm, was den alten griechischen Dichter Xenarchos zu dem Ausspruch veranlaßte: „Glücklich leben die Citaden, denn sie haben stumme Weiber.“

Kleines Feuilleton.

Reisendörfer und Zwergstädte in Deutschland. Nach den Ergebnissen der Volkszählung giebt es in Deutschland 34 Landgemeinden, die über 10 000 Einwohner zählen. Es sind nach der Größe geordnet folgende: Schöneberg 62 684, Rixdorf 59 937, Altendorf 40 299, Borbeck 34 807, Lichtenberg 28 852, Altessen 20 984, Neu-Weißensee 25 048, Herne 19 321, Löttau 19 106, Beek 18 800, Zaborze 18 395, Schafke 18 328, Böttrop 18 019, Langenbielau 17 613, Steglitz 16 522, Buer 16 127, Siebichenstein 15 072, Langendreer 15 057, Alt-Jahrze 14 016, Bredow 13 545, Dudweiler 13 467, Sulzbach 13 275, Laurahütte 11 485, Sterkrade 11 315, Lechhausen 11 019, Ruda 10 996, Langerfeld 10 893, Bogutschütz 10 779, Reinickendorf 10 667, Weimar 10 283, Willich 10 225, Altwasser 10 212, Nowawes 10 055, Wenzberg 10 006. Diese Reisendörfer liegen, abgesehen von den der Eingemeindung harrenden Vororten von Großstädten, wie um Berlin (7), Stettin (1), Halle (1), Augsburg (1) und Dresden (1) ausnahmslos in den Bergbaugebieten Oberschlesiens (7), Westfalens (7) und der Rheinprovinz (9). Das Gegenbild zu diesen Reisendörfern sind die ganz kleinen Städte, die noch aus alter Zeit die Stadtrechtigkeit erhalten haben. Nicht weniger als 139 von ihnen haben es noch nicht auf 1000 Einwohner gebracht. Die kleinste Stadt im Deutschen Reiche ist Hauenstein im badischen Kreis und Amtsbezirk Waldshut, die „Hauptstadt“ des Hohenlandes: sie zählt 160 Einwohner. Die nächst größeren Zwergstädte sind: Zavelstein in Württemberg 301, Berneck 343, Fürstenberg in Waldeck 350, Blumenfeld in Baden 350, Lixberg in Hessen-D. 353, Staden in Hessen-D. 400, Pering in Hessen-D. 450, Lagow in Brandenburg 454, Neufreistett in Baden 470, Pfirt im Elsaß 485, Waldeck in Waldeck 486, Teichel in Schwarzburg-Rudolstadt 495. —

Literarisches.

— er. Goldschmied Leonor: „Die Kaufleute“. Berlin 1896. August Deubner. — Ein zwanzigjähriger Kommiss, der sich für einen großen Dichter hält; seine Chefs, zwei Börsenschwindler, die einsichtigen Leuten ihre Erparnisse abnehmen, und ein ehemaliger Kleinstadtkrämer, der Vater des erwähnten Kommiss, der aus Mangel über die Dichteritis seines Sohnes plötzlich überschnappt: das sind die Haupthelden dieses in stammelndem Deutsch geschriebenen „sozialen Dramas“. Der Inhalt ist beinahe noch kümperhafter als die Form. Je tragischer sich der Verfasser gebet, um so spasshafter kommt einem die Geschichte vor, und nur am Ende, wenn der Vater des an Größenwahn leidenden Jünglings sein bißchen Verstand verliert, wird man dem Verfasser beistimmen

können, denn unter der Gesellschaft, die er uns vorführt, bleibt einem halbwegs vernünftigen Menschen wirklich nichts anderes übrig. Dem armen Leser dieses fideleu Trauerspiels wills um ein Haar ebenso gehen. —

Theater.

— Die Wiener Hofoper hat einen Jahres-Etat von 1 300 000 Gulden, das Burg-Theater einen solchen von 800 000 Gulden. Die vom Kaiser gegebene Subvention beträgt für das Burg-Theater 200 000, für die Hofoper 300 000 Gulden jährlich. Die Gesamt-Ausgabe beider Theater beträgt also 2 600 000 Gulden (4 420 000 M.). Beide Hoftheater können gewöhnlich ihren Jahres-Etat nicht aus den eigenen Einnahmen und der Subvention bestreiten, so daß immer ein Defizit zu decken ist. In diesem Jahre betrug das Defizit der Hofoper 30 000 Gulden, das des Burg-Theaters 70 000 Gulden. —

Aus dem Alterthum.

t. Rosinentuchen und Schminke aus den ältesten ägyptischen Gräbern. Ein Franzose, Amélineau, hat bei Abydos in Ober-Ägypten Ausgrabungen gemacht, die zu vielen interessanten Ergebnissen geführt haben. Einige der gewonnenen Gegenstände, deren Alter noch hinter das Jahr 3000 v. Chr. zurückgeht, überwiegen der Pariser Chemiker Friedel zur Untersuchung auf ihre chemische Zusammensetzung. Ein interessanter Bericht über die letztere gelangte in der Sitzung vom 5. d. M. an die dortige Akademie der Wissenschaften. Zunächst waren da verschiedene Stücke von fettähnlichen Substanzen, die im Innern der Gräber in Thongefäßen gefunden waren und zweifellos den Todten als Mundvorrath mitgegeben wurden. Nach der Analyse bestand diese Substanz hauptsächlich aus Palmitinsäure, daneben aus Glycerin-Verbindungen, die zu mehr als der Hälfte sich im Laufe der Jahrtausende in Seife verwandelt hatten. In einer der ihm anvertrauten Proben entdeckte Friedel eine ziemlich große Zahl von dunkleren, sehr zerbrechlichen Körnern, die durchaus das Aussehen von Traubenkernen besaßen. Er glaubte aus seinen Beobachtungen den Schluß ziehen zu können, daß diese Substanzen die Ueberreste von Rosinentuchen darstellen, die mit den Todten beigelegt wurden und von denen der größte Theil der organischen Substanz durch langsame Oxydation zerstört wurde. Außer diesen merkwürdigen Gegenständen erhielt der Chemiker noch eine Reihe kleiner Gefäße theils aus Marmor, theils aus Anhydrit von bläulichgrauer Farbe, von denen einige mit einem kleinen Deckel von Scheibenform verschlossen waren. Mehrere dieser Vasen enthielten noch ein wenig von einer Substanz, welche nichts anderes war als pulverisiertes schwefelsaures Blei mit einer mehr oder weniger großen Menge von Fett vermischt. Dies war augenscheinlich damals ein beliebtes „Cosmétique“, wie noch heute im Orient das schwefelsaure Antimon als solches angewandt wird.

Geographisches.

— Ersteigung des Tubungato. Nach einem Bericht des „Daily Chronicle“ von Vacas in Argentinien ist es dem zur Fitzgerald'schen Expedition gehörigen Geologen Stuart Dines, der von dem Schweizer Führer Zurbriggen begleitet war, gelungen, die Spitze des noch nie erklimmenen Berges Tubungato zu ersteigen. Zwischen dem 26. März und 8. April wurden drei Versuche gemacht, den Berg zu ersteigen; die Expedition wurde aber stets durch die Ungunst des Wetters zurückgetrieben und mußte nach Inca zurückkehren, um sich zu erholen, da alle Teilnehmer außer Zurbriggen, Mr. Stuart Dines und drei Träger, von der Kälte und noch mehr der dünnen Luft schwer zu leiden hatten. Am 11. April wurde ein neuer Aufstieg versucht. Die Partie bivouakirte über Nacht in der Höhe von 17 000 Fuß. Das Thermometer sank auf 5 Grad Fahrenheit und ein fürchterlicher Sturm wüthete. Der Morgen des 12. war aber hell und windstill. Um 7 Uhr wurde der Aufstieg weiter in Angriff genommen. Als die Höhe von 20 000 Fuß erreicht war, wurden alle Träger von der „Bergkrankheit“ erfaßt und mußten umkehren. Zurbriggen und Dines kamen allein weiter und erreichten den Gipfel, der als vulkanischer Ke gel sich erwies, um 4 Uhr. Sie hatten bei klarem Wetter eine wunderbare Fernsicht über die Cordilleren, aus denen majestätisch der Alconcagua hervorrage. Gegen Westen bemerkten sie in der Entfernung von etwa 8 Kilometern einen Vulkan in voller Thätigkeit. —

Medizinisches.

— Die deutsche Kommission zur Erforschung der Pest, die seit 8. März in Bombay weil, ist in der Lage gewesen, sich über die Art, wie der spezifische Krankheitskeim, der Pestbazillus, in den menschlichen Körper eindringt, und über die Wege, auf welchen er den Körper verläßt, auf grund eigener Anschauungen und Untersuchungen ein vorläufiges Urtheil zu bilden. In der überwiegenden Mehrzahl der Fälle sind es kleine Verletzungen, Kratzwunden und dergl., welche dem Pestbazillus als Eingangspforte dienen; bei derartig entstandenen Erkrankungen pflegen die bekannten primären Drüsenanschwellungen (Pestbubonen) beobachtet zu werden. Solange das von den Drüsen gebildete Filter nicht durchbrochen wird, kommt es nicht zur Entwicklung der wohl fast stets tödtlich verlaufenden septischämischen Form der Pest, bei welcher die Bazillen überall im Blut und dementsprechend in den

inneren Organen gefunden werden. Tritt Eiterung der Bubonen ein, so gehen, wenigstens der Regel nach, die Pestbazillen sehr bald zu grunde; es kommt dann aber nicht selten noch zu gefährlichen sekundären Infektionen, zumal mit Streptokokken. In den leichten Fällen bilden sich die Bubonen auch ohne Eiterung zurück. Für ihre Umgebung gefährlich werden die erwähnten Pestkranken höchst wahrscheinlich erst dann, wenn die Infektion des Blutes erfolgt ist, wobei, zumal infolge zahlloser kleiner Blutgefäß-Zerreißungen, die Krankheitserreger sowohl mit den Darmentleerungen als auch mit dem Urin den Körper verlassen können. Eine zweite, bei weitem kleinere Gruppe von Erkrankungen ist durch die höchst wahrscheinlich primäre Betheiligung der Lungen, in einzelnen Fällen auch der Mandeln charakterisirt. Im ersten Fall kommt es zur Entwicklung von entzündlichen, mehr oder weniger ausgebreiteten Herden in den Lungen, in denen Pestbazillen in großer Menge gefunden werden. Die Bazillen, welche von solchen Kranken mit dem Lungenauswurf entleert werden, gefährden offenbar die Personen der Umgebung in um so höherem Maße, je rücksichtsloser die Entleerung des Auswurfs auf den Boden, die Wände etc. erfolgt. Ein Fall, in dem eine primäre Infektion vom Verdauungskanal aus hätte angenommen werden müssen, war der Kommission bisher nicht zur Kenntniß gekommen. —

Physikalisches.

ie. Verwandlung von Diamant in Graphit. Als der englische Physiker Crookes seine berühmten Untersuchungen über die Vorgänge anstellte, die sich unter dem Einflusse eines elektrischen Wechselstromes in den nach ihm benannten Röhren mit verdünnten Gasen abspielen und die von ihm mit den oft wiederholten Namen „Bombardement der Moleküle“ belegt wurden, damals wurde bereits von ihm festgestellt, daß kleine Diamanten, die man in eine solche Röhre brachte, bald ihren Glanz verloren und sich mit einer schwarzen Schicht bedeckten. Diese Thatsache wurde jetzt von Henri Moissan, dem großen Pariser Chemiker, näher untersucht, und er ermittelte (nach einem Berichte an die Pariser Akademie der Wissenschaften), daß diese schwarze Substanzen, in die sich der Diamant unter solchen Umständen verwandelt, nichts anderes ist als Graphit. Dieses Produkt zeigt eine ähnliche Beständigkeit wie der Graphit, den man unter dem elektrischen Bogen erhält, d. h. bei einer Temperatur von etwa 3600 Grad. —

Humoristisches.

— Ein geschiedter Bürgermeister. In Meerbeck bei Bückeburg wurden unlängst die Schulmädchen bezüglich ihrer Fertigkeit in Handarbeiten geprüft. Einige Tage vorher ließ der Bürgermeister des Ortes, der auch noch dazu Landtags-Abgeordneter ist, folgenden Akaß los:

„Wegen den Handarbeitsunterricht in der Schule, wird in nächster Zeit eine Lehrerin kommen und die Mädchen von 9 Jahren Prüfen, Die Prüfung erstreckt sich auf, daß Stopfen, Flicken Stricken

Daß Stopfen muß in der form eines, Siebe-Bodens gemacht werden. Der Flicker muß auf das Loch erst Aufgehäkel werden. Wenn hier bei der Prüfung herreinsfallen kriegen wir die Arbeiten in die Schule.

Meerbeck, den 27. März 1897.

Krömer, Vorsteher.“

Vermischtes vom Tage.

— Der Vorort der deutschen Schillerstiftung hat im letzten Jahre 40 691 M. Unterzählungen gezahlt; davon entfielen 13 600 M. auf lebenslängliche Pensionen. Die Leistungen der Zweigstiftungen beliefen sich auf 10 056 M.

— In Kreuzburg (O.-Schl.) feuerte ein Werkführer auf seine im Wochenbette liegende Frau einen Schuß ab und verwundete sie. Hierauf richtete er die Waffe gegen sich. —

— In Halle stahlen am Sonnabend zwei Spitzbuben ein Pferd von einem Pferdebahnwagen, als der Kutscher sich auf einen Augenblick entfernt hatte. —

— „Um nicht der Heimathsgemeinde zur Last zu fallen,“ versuchte sich in Herzogenbuchsee (Schweiz) ein arbeits- und mittelloser 67jähriger Müllerknecht durch Oeffnen der Pulsadern das Leben zu nehmen. —

— Ein französisches Geschäftshaus ließ sich das Züricher Adreßbuch kommen und versandte danach seine Zirkulare. Eines derselben trug folgende Adresse:

Monsieur Armenspöge

siehe III. Theil

Zürich.

— London. Im letzten Jahre sind im Vereinigten Königreich über 22 000 Patente auf Velozipede und was damit zusammenhängt erteilt worden. —

— Nach einer aus Wellington (Neuseeland) in London eingegangenen Depesche ist das englische Schiff „Juleisa“ beim Kap Palliser untergegangen. Von der Besatzung wurden nur 9 Mann gerettet. —

Die nächste Nummer des Unterhaltungsblattes erscheint Sonntag, den 25. April.